

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 1

20. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Januar 1956

Zeitbesinnung

Zur Weihnachtsansprache des Papstes: Ihre Gefährdung durch die Aktualität — 1. Drei Menschentypen des Zeitalters der Industrie: ein seelsorgliches Anliegen — das heutige Malaise der Wohlhabenden als Ansatzpunkt — 2. Den drei Typen entsprechende Gemeinschaftsirrtümer von heute: a) Die vollautomatische Menschengemeinschaft als einzige Sicherung — Scharfe Verurteilung und ihre Begründung — Unveränderliche Naturnormen und veränderliche Anwendung — Nicht der bessere Lebensstandard ist die Sicherung gegen den Kommunismus — b) Das rein geistige Christentum — 3. Einzelmenschen in falscher Haltung: a) Dem ersten Typ entsprechend: die Hoffnung auf Unbegrenztheit — die Arbeit in sich — b) Dem zweiten Typ entsprechend: die Stillschweigenden und Feinde katholischer Organisationen — Schlusserwägung.

Kommunismus

Die PdA im neuen Klima: Der Geist von Genf soll weitergehen — Die «wettbewerbliche» Koexistenz — *Neue grundsätzliche Arbeitsweise und angepasstes Aktionsprogramm* — Gewinn an Respekt und Ansehen — Trotzdem allgemeine Ablehnung — darum «Drapierung», Aushängeschilder, verwirrende Vielfalt — Geschulte Kader — *Programmatische Zielsetzungen*: aussenpolitisch — innenpolitisch — das Jahr der «sozialen Offensive» — *Aktivität in Dezentralisation und Spezialisierung*: Die «Schweizerische Friedensbewegung» und ihre Affilierten — Erfolge — Vereine zur Kulturpflege — Wachstum — Wirkung — *Sozialpolitische Aktivität*: Getarnte Verschärfung des Klassenkampfes — Besetzung von Schlüsselstellungen — Betriebszellen — Die Korrespondenten — *Resultate*: In der deutschen Schweiz kein Parteizuwachs — In der Westschweiz Gewinne — Schlussfolgerung.

Theologie

Ueber das Verhältnis des Naturgesetzes zur übernatürlichen Gnadenordnung (Gibt es eine innere, positive, unverlierbare Hinordnung auf das übernatürliche Ziel?): Natürliche oder übernatürliche Hinordnung? — Zwei Fragen: *Das übernatürliche Existential* — Die Praemissen von Prof. Fuchs — Die übernatürliche Vorsehung und die indirekten Folgen der Gnade auf das faktische Bild des Menschen — Die Herrschaft des Teufels in der Welt — Akzidenz oder Existential? — *Die Erfahrung einer übernatürlich modifizierten Natur* — Aus den Aussagen von Fuchs — Die Frage in sich — Der entitativ übernatürliche Akt hat sein Formalobjekt — *Von der praktischen Bedeutung dieses Streitens* — Das natürliche Verlangen nach der beseligenden Anschauung Gottes.

Streiflichter

Aus Frankreich: Eine wundervolle Geschichte erzählt von François Poncet.

Sichert den Menschen im Zeitalter der Technik

(Zur Rettung der Weihnachtsansprache des Papstes)

Die Weihnachtsbotschaft des Papstes vom 24. Dezember 1955 dürfte, wie so manche zur Zeit des Krieges über die Grundlagen des Friedens, die auch zumal in angelsächsischen Ländern von nichtkatholischen Christen zum Ausgangspunkt ihrer Friedensprogramme gewählt wurden, einen dauernden und über den katholischen Raum hinausgreifenden Widerhall verdienen. Sie ist nämlich formal stilrein durchkomponiert in geradezu klassischem Aufbau und — was weit wichtiger erscheint — sie befasst sich mit einem einheitlichen Thema, das an eine der Grundfragen des modernen Menschen rührt.

Leider hat die Presse (auch die katholische)¹ sich vielfach verleiten lassen, nur den einen oder anderen Punkt der Ansprache, der besonders geeignet schien Sensation zu wek-

ken, herauszugreifen oder selbst dann, wenn sie den ganzen Wortlaut brachte, die durch den Text gegebene Gliederung durch Umordnung der Zwischen- oder sogar Haupttitel «zügiger» zu machen, wodurch das Wertvollste der Ansprache verloren ging oder in den Hintergrund gedrängt, die Worte des Papstes ihrer eigentlichen Bedeutung beraubt wurden. Im Grund ist es ein gleich unehrliches Verfahren wenn z. B. italienische Linkszeitungen so tun, als habe der Papst ein weiteres Argument geliefert für den Einbruch kommunistischer Ziele in die katholische Kirche, im Sinn jener famosen zwei Artikel der «Frankfurter Allgemeinen», die sorgfältig «Indizien» zusammentragen für eine zur politischen Verständigung mit Russland geneigte Haltung des Vatikans, oder wenn katholische deutsche Zeitungen einen Hauptakzent der Ansprache auf einige wenige Zeilen legen, in denen der Papst allerdings eindeutig den Kommunismus und eine echte Koexi-

¹ Freilich gibt es rühmliche Ausnahmen, wie etwa die «Salzburger Nachrichten» vom 31. 12. 1955.

sternz mit ihm ablehnt, gleich als habe er nur seine Weihnachtsansprache vom letzten Jahr wiederholt, während er doch diesmal gerade und vor allem die Entwicklung des Westens behandelt, dem er recht eindringlich ins Gewissen redet!

Es mag darum von Nutzen sein, diese Hauptanliegen der letzten Papstansprache erneut herauszustellen und ihnen die eine oder andere erklärende Bemerkung anzufügen.

I.

Bewusst oder unbewusst stehen wir heute in einer Welt nie gekannter Erfindungen und eines wissenschaftlichen und technischen Fortschrittes, dessen Ende und dessen Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben und auf das Lebensgefühl des einzelnen sich noch gar nicht absehen lassen. Viel tiefgreifender als wir vielleicht glauben, sind diese zunächst ganz äußerlichen Veränderungen. Den Wandel, den sie in uns hervorrufen, bemerken wir, die wir mitten im Strom schwimmen, kaum, weil er ein kontinuierlicher, nicht ein jäh einbrechender ist. Ein Aussenstehender – wenn es ihn gäbe – wäre hier ein besserer Richter. Aber manche Anzeichen lassen uns doch aufmerken: Wie anders verhält sich die Jugend von heute gegenüber allen festen und als «selbstverständlich» übernommenen Ideen, Gebräuchen, Formen, die wir selbst auch in der revolutionären Jugendzeit nie anzuzweifeln wagten. Sie ist überzeugt, dass alles sich wandelt und nichts unmöglich ist. Sie hat aber zugleich ein ganz ungleich grösseres Verlangen nach festen Orientierungspunkten für die innere Ausrichtung, die jedem Wandel standzuhalten vermögen. Oder um ein anderes Beispiel zu nennen: Seit je war es eine der grössten Kräfte des Christentums, dass es sich an die Armen wandte, die Hungern, Trauern, Verfolgten; heute aber – obwohl es wahrlich nicht weniger Arme, Notleidende und Gefangene gibt als in irgendeinem Zeitpunkt der Geschichte – verfängt bei vielen diese Verheissung vom Himmelreich nicht mehr, weil sie das Gefühl haben, der Mensch selbst werde durch seinen Fortschritt es dahin bringen, Hunger, Krankheit und Not zu bannen oder auf ein Mindestmaß zu verringern. Solche Menschen müssen keineswegs Kommunisten sein, sie sind lediglich heutige Menschen, die sehen und hören, wie von Tag zu Tag das Können des Menschen sich steigert, die Macht seiner Instrumente wächst, die Präzision seiner Organisationen und Berechnungen sich vervollkommen, wie tatsächlich hier oder dort Anzeichen eines «Zeitalters billigen Wohlstandes» sich zeigen, wie der Mensch sich schon aufmacht auf den Weg in die Räume zwischen den Planeten, wie er daran ist, «der Natur ihr letztes Geheimnis zu entreissen». Das alles bedingt fast zwangsläufig seelische Haltungen, eine Art Lebensgefühl, das gewiss zeitbedingt ist, das aber von der Seelsorge und der Verkündigung des Wortes Gottes beachtet werden muss, wenn sie nicht ins Leere stossen wollen. Der Papst redet von einer Turmbau-zu-Babel-Situation!

Freilich hat umgekehrt eben dieser Wandel auch eine umgekehrte Seite. Zumal in Ländern, die den Krieg erlebt haben, herrscht bei vielen gegenüber dem rasenden Aufstieg und «fieberhaften äusseren Dynamismus besonders des Technischen» ein durch harte Erfahrung gewonnenes Misstrauen, so dass sie sich in sich selbst verschliessen und einzig die Werte des menschlichen Innenlebens hochschätzen wollen. Das Contemplativus in adione, das in allen Dingen Gott-Suchen, scheint ihnen, wie kürzlich ein berühmter geistlicher Schriftsteller schrieb, nur eine wenig begehrenswerte Vorstufe edler Innerlichkeit (!). Ganz abgesehen von all jenen, die in ihrer Selbstverkapselung Gott überhaupt nicht zu finden vermögen.

Diese beiden ersten Gruppen sind immerhin noch eine Art Elitemenschen. Die grosse Masse aber ist in Gefahr, in einen recht krassen und äusserlichen *Materialismus* zu verfallen, einzig darauf bedacht, «daß ihnen eine grösstmögliche Verfü-

gung über äussere Güter erhalten bleibt und der nächste Augenblick keine Minderung ihrer Lebenshaltung bringt.»

Mit diesen drei Typen hat der Papst eine dreifache Bedrohung des Menschen im «technischen Zeitalter» aufgezeigt, die ein *seelsorgliches Anliegen* bedeutet. Er verkennt dabei nicht den *Ansatzpunkt*, der sich unleugbar bietet, wenn er gerade von den Nationen, in denen «allen Schichten des Volkes der materielle Fortschritt gesichert ist» (man denke an Amerika, die nordischen Länder Europas und auch an Deutschland und die Schweiz)², feststellt, dass in ihnen «doch ein schleichendes Gefühl unbestimmten Missbehagens, ein besorgtes Erwarten von etwas, das geschehen muss, verbreitet ist». Auf diese Erscheinung wurde schon mehrfach von führenden Leuten hingewiesen (vergleiche z. B. unseren Bericht über die evangelische Akademie in Loccum: Orientierung 1955, Nr. 22, S. 247).

II.

Nach dieser mehr allgemeinen Charakteristik von Menschentypen im technischen Zeitalter wendet sich nunmehr der Papst konkreten, bereits heute unter den Christen der westlichen Welt mehr oder weniger deutlich bemerkbaren Irrtümern zu, die aus diesen typischen Haltungen fliessen. Er teilt sie in zwei Gruppen: Irrtümer im geschichtlichen und *sozialen* Leben und Irrtümer in der Lebensauffassung der *einzelnen* Christen. Beiden setzt er die genuine aus der Inkarnation sich ergebenden christlichen Grundsätze entgegen.

In der ersten Gruppe visiert er vor allem jene Auffassung, die glaubt, durch «immer vollkommener Automatisierung der Produktion und gestützt auf die besten Methoden der Organisation und der Berechnung» *jegliche* Sicherheit begründen zu können, so dass, wenigstens auf einer «künftigen Entwicklungsstufe», die ganze Eigentumsfrage, um die sich die sozialen Kämpfe des letzten Jahrhunderts drehten, illusorisch würde. Alle Sicherheit wäre danach einzig in das laufende Arbeitseinkommen zu verlegen. Als Kriterien gesunden wirtschaftlichen Lebens eines Volkes betrachtet man einzig den «sich immerfort hebenden Lebensstandard, die sich ständig vermehrende technische Produktivität». Hierin dem «Osten» überlegen zu sein und zu bleiben, betrachtet man als das stärkste «Bollwerk» des Westens.

Um zu sehen, was hier konkret gemeint ist, lese man einerseits, was zum Beispiel Prof. Brugmans, der derzeitige erste Rektor des Europa Kollegs in Brügge, anlässlich einer Selbstdarstellung des Sozialismus in der Zeitschrift «Dokumente», April 1955, über die Eigentumsfrage sagt: «Die alten Dispute zwischen Sozialisten und Antisozialisten über den heiligen oder diabolischen Charakter des Privateigentums erschienen plötzlich als pure Spätscholastik. Die wirtschaftliche Entwicklung brach mit allen Traditionen...» (cf. auch «Orientierung» 1955, Nr. 12/13, S. 136–139). Andererseits studiere man erneut, was Prof. Gundlach S. J. (Rom) in dem Artikel «Aktuelle Fragen der katholischen Soziallehre» (Orientierung 1955, Nr. 10, S. 115–117) schreibt. Er versucht darin aufzuzeigen, wie schon heute «auch katholische Kreise – unter Preisgabe der fundamentalen Ordnungsfunktion von Familie und Privateigentum – die Glieder des Volkes *grundsätzlich* aufteilen wollen in «Besitzbürger» und «Arbeiterbürger»; wie ferner katholische Kreise (vor allem in Deutschland) eine sogenannte «organische Demokratie» verfechten, die im löblichen Bestreben, dem Volke wieder eine innere Ordnung und «Gestalt» zu geben, leider aber unter Ausserachtlassung der naturrechtlichen Elemente, die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen im Gegensatz zu den privatwirtschaftlichen geradezu zum Organisationsprinzip der Volkswirtschaft erheben will; der Gewerkschaft eine verfassungsmässig festgelegte Mitwirkung an der

² Bezüglich der Schweiz siehe z. B. den Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 10. 1. 56: «Bemerkungen zum Tage»: «Das Missvergnügen der Hochkonjunktur».

Bildung des Staatswillens zubilligt und zwar insofern, als die Gewerkschaft der Träger jener Tendenz ist, die den Bürger mehr und mehr mit gesetzlich gesicherten Ansprüchen an den Staat ausstatten will; kurzum, die der Tatsache der existenztragenden Funktion des Staates nun auch grundsätzlich Rechnung tragen will.

Unschwer wird man in diesen Ausführungen Prof. Gundlachs die gleichen Erscheinungen unseres heutigen wirtschaftlichen und politischen Lebens angezeigt finden, die nun auch der Papst als Merkmale unseres «Industriezeitalters», wie es sich uns konkret darstellt, ausspricht und auf das einseitige und alleinige Vertrauen in den *quantitativen* Fortschritt zurückführt.

Die *Ausdrücke*, mit denen der Papst eine solche Auffassung und Einstellung zurückweist, sind im Munde des auf Ausgewogenheit so bedachten Pius XII. zumal in der Weihnachtszeit erstaunlich scharf: er nennt sie «eine *gefährliche Vereinfachung* sehr verwickelter Vorgänge», «einen *Anschlag* auf das Wesen der natürlichen Beziehungen des Menschen zu seinesgleichen, zur Arbeit, zur Gesellschaft», ein «allzu *gekünsteltes System*», das die Lebenssicherheit des Menschen bedrohlich von den Anlagen und Kräften zum Aufbau der Gesellschaft trennt, die der wahren menschlichen Natur anhaften, einen «*Aberglauben*», und zwar «vielleicht den einzigen unserer rationalistischen Industrieperiode, aber auch den gefährlichsten, weil er wirtschaftliche Notzeiten, die immer die Gefahr einer Diktatur in sich tragen, für unmöglich zu halten scheint», schliesslich sogar «*einen Verrat am Gottmenschen*», der sichtbar vor uns in der Krippe von Bethlehem erschienen ist. Kein Zweifel, dass hier der Schwerpunkt der ganzen Ansprache zu suchen ist.

Fragen wir noch, *weshalb* der Papst mit solchem Nachdruck gegen diese rein quantitative Sicherung des Menschen angeht. Die Gründe sind leicht ersichtlich und deutlich angegeben:

1. Im Zuge unserer rasch fortschreitenden positiven Wissenschaft und Technik und all der Veränderungen, die sich daraus ergeben, ist der Mensch in grösster Gefahr, die stets gleichbleibenden *Grundnormen*, nach denen jede Veränderung stets ausgerichtet bleiben muss, in ihrem wahren Charakter zu verkennen. Indem er Formen, in denen sich diese Normen bisher ausdrückten und die er nicht mehr aufrecht erhalten kann, mit den Normen identifiziert, verwirft er die Norm selbst. Damit aber verkennt er zutiefst die unveränderliche Menschennatur, die gerade durch die Menschwerdung Gottes geheiligt wurde und beschreitet Wege, die, wenn vielleicht nicht unmittelbar und in nächster Zukunft, so doch auf weite Sicht grösstes Unheil über die Menschen bringen müssen!

Es sind deshalb zwei Aspekte, die der Papst in diesen Ausführungen immer wieder hervorhebt: zunächst, dass die *Richtung* allen Suchens nach innerer Festigkeit des gesellschaftlichen Zusammenlebens immer von den «Grundsätzen der unverfälschten, von Gott gewollten Menschennatur» bestimmt werden müsse. Konkreter: «*Die wesentlichen Dinge waren und sind noch immer die gleichen: die Familie und das Eigentum, als Grundlage persönlicher Versorgung; sodann als ergänzende Kräfte der Sicherheit die örtlichen Körperschaften, die Berufsgemeinschaften und der Staat*»; fast wörtlich erscheint der gleiche Satz etwa 120 Zeilen später noch einmal und immer wieder zwischendurch wird gesagt, dass jegliche Gesellschaftsordnung «ein Spiegelbild der Menschennatur, so wie Gott sie geschaffen hat», sein müsse.

Dann aber verkennt der Papst keineswegs, dass die konkrete *Form* der Ausbildung und Verwirklichung der unveränderlichen *Leitbilder* sich ändern kann und muss: «Das bedeutet nicht, dass der Mensch auf neue Formen verzichten müsse, das heisst, dass er zu seiner Sicherheit die eben aufgezeigte Ordnung, welche die wahre Menschennatur widerspiegelt, nicht den *gegenwärtigen Verhältnissen anpassen dürfe*. Nichts verbietet die Fertigung der Sicherheit durch Ausnützung *auch* der Ergebnisse der Technik und Industrie!» «In irgend einer Weise müssen die Familie und das Eigentum Grundlagen für das freie

persönliche Ordnen bleiben, *wenn auch mit der nötigen Anpassung an die Zeitumstände*. Worin nun diese zeitgemässe Anpassung der Familie, des Privateigentums sowie der gestuften ergänzenden Kräfte der Sicherheit besteht, sagt der Papst in dieser Ansprache nicht, konnte er wohl auch in diesem engen Rahmen nicht sagen, in dem es ihm vor allem darauf ankam, im Anschluss an das Weihnachtsgeheimnis die durch das fleischgewordene Wort geheiligten *Quellen* jeden Gesellschaftsaufbaues aufzudecken.

2. Einen zweiten bedeutsamen Grund zur Hervorhebung dieser Grundnormen sieht der Papst gerade in der heutigen Auseinandersetzung mit dem *Kommunismus*. Nicht der bessere Lebensstandard ist es, den der Westen dem Osten gegenüber zu verteidigen hat, wie leider sehr viele meinen, sondern der «Bau einer Gesellschaft, in der die Sicherheit des Menschen auf jener sittlichen Ordnung ruht, die die wahre Menschennatur widerspiegelt». Wollten wir der oben verurteilten Auffassung vom Fortschritt als alleiniger Quelle der Sicherheit anhangen (wie dies mehr oder weniger auch Katholiken zu tun geneigt sind, wie wir gesehen), dann würden wir uns vom Kommunismus eigentlich nicht mehr unterscheiden, es sei denn durch eine «*Freiheit, die ein recht zweifelhafter Besitz* sein wird, wenn die Sicherheit des Menschen nicht mehr aus einem Gefüge sich herleitet, das seiner wahren Natur entspricht», einer, wie der Papst weiter unten sagt, «*inhaltlosen Freiheit*». Sehr mit Recht wird also hier dem Westen gesagt, dass Freiheit ohne Inhalt ein keineswegs um jeden Preis zu erstrebendes Gut bedeutet.

Entsprechend dem ersten Teil folgt sodann in einem kurzen Abschnitt ein Wort über eine konkrete Gestalt jener «innerlichen Menschen», die an jeder äusseren Ordnung verzweifeln. Sie lehnen christliche Organisationen ab als Äusserlichkeit, als «Schwäche», als mangelnde Weltoffenheit. Der Papst ruft ein lautes «Hütet euch» in die Welt vor den Verfechtern «eines sogenannten *reinen, geistigen* Christentums. Auch sie haben die Menschwerdung nicht verstanden». Auf die dritte Gruppe geht der Papst jedoch nicht erneut ein.

III.

Der dritte Teil der Ansprache endlich befasst sich im Gegensatz zum zweiten mit dem *einzelnen* Menschen. Er weist bezüglich des den Fortschritt bejahenden Menschen auf zwei Dinge vor allem hin: erstens das Gesetz der *Begrenztheit*, dem der Mensch naturnotwendig unterworfen ist, so dass alle Träume von der Erreichung absoluter Autonomie als unwirkliche Utopie sich erweisen. «Die Grenzen des Menschen können wohl erweitert, aber nie ganz aufgehoben werden.» Auch Christus selbst hat sich diesem Gesetz als Mensch unterworfen. Hier hätten wohl logisch richtiger die schönen Ausführungen des zweiten Teiles über die Notwendigkeit des Gebetes ihren Platz gefunden.

Aus dieser Betrachtung der notwendigen Begrenztheit des Menschen ergibt sich nun zweitens eine Mahnung an den *arbeitenden Menschen* dieses technischen Zeitalters. Dieser Mensch, dem die immer vollkommeneren Produktion als der einzig greifbare Weg zu immer vollkommenerem Menschentum erscheint, da ihm die produktive Gesellschaft als die einzig lebendige Wirklichkeit und als die einzig tragende Macht sich darstellt, die für sein ganzes Leben den Masstab abgibt, dieser Mensch ist geneigt, die Arbeit gleichsam zu vergöttlichen und die arbeitende Gesellschaft mit geradezu religiöser Inbrunst zu verehren. Es entsteht die *Mystik der Arbeit*. Man denkt zumal an manche Vorgänge in Frankreich.

Konsequent zu seinen Ausführungen im zweiten Teil lehnt es der Papst ab, in der Arbeit, «wenn man sie als *rein technischen Wert*, losgelöst von andern Werten» betrachtet, eine zu vergöttlichende Kraft zu sehen. «Auch im Zeitalter der Technik bleibt die von Gott geschaffene, von Christus erlöste *mensch-*

liche Person – nicht «Natur», wie andere übersetzten – erhoben in ihrem Sein und in ihrer Würde, und von daher erhalten ihre schöpferische Kraft und ihr Werk einen weit erhabeneren Halt.» Es folgen nun Ausführungen in Richtung einer *Theologie der Arbeit*, ähnlich denen, die wir im Anschluss an einen spanischen Hirtenbrief wiedergaben (Orientierung 1955, Nr. 9.).

Und neuerdings folgt ein Abschnitt, der sich mit jenen befasst, die es dem aufrechten und tätigen Christen zum Vorwurf machen, dass er «seine religiösen Überzeugungen nicht stillschweigend im Inneren seines Gewissens zurückhalte, sondern sie auch in traditionellen und mächtigen Organisationen in allen Tätigkeitsbereichen des privaten und öffentlichen Lebens zur Geltung bringen wolle». Anmassend und selbstzufrieden, «eine Verteidigung von Positionen, die keinerlei Sinn mehr haben», nenne man ein solches Tun. Besser, so sagen die Vertreter der Innerlichkeit, würde man sich für alles und jedes offen halten und in «*lebendigem Glauben durch Kreuz und Opfer der gemeinsamen Sache einen entschiedenen Beitrag liefern*». Es wäre sehr leicht, hier Namen gewisser Pazifisten und Verfechter einer «allgemeinen Koexistenz» einzusetzen. Der Papst nennt das eine «irrigte Auffassung von Religion und Christentum» und sieht in solcher Haltung erneut, diesmal auf das übernatürliche Leben übertragen, jenen «falschen Kult des menschlichen Subjekts», das keine Grenzen anerkennen will: «Gegenüber Meinungen und Systemen, die der wahren Religion entgegengesetzt sind, ist der Mensch immer noch gebunden durch die Grenzen, die ihm Gott in der natürlichen und übernatürlichen Ordnung gesetzt hat.» Mit hohem Recht hebt der Papst hervor, dass eben dort, wo diese Grenzen beobachtet werden, die Religion («auch in der Friedensfrage») vor jedem Missbrauch geschützt sei, «während dort, wo sie auf das rein innerliche Leben beschränkt wird, die Religion dieser Gefahr (des Missbrauches) viel mehr ausgesetzt ist». Allgemein bekannte Beispiele bestätigen diesen Satz nur zu sehr!

Hiermit ist eigentlich die Rede ihrer Anlage nach abgeschlossen.

Der gerade brennenden Frage einer Rüstungskontrolle Abschaffung der Experimente mit und der Verwendung Kernwaffen wegen fügte der Papst anschliessend noch einige merkwürdige Bemerkungen zu dieser *Teilfrage* hinzu, die dann von der Papst vielfach als der Gipfel der Rede herausgestellt wurden. Man wollte die Bedeutsamkeit dieser Ausführungen auch in keiner Weise herabsetzen; gehen aber an dieser Stelle nicht nur darauf ein, obwohl es auch hier reizvoll wäre, zu zeigen, der Papst selbst in solcher Einzelfrage sich müht, den Blick dem unmittelbaren Gegenstand (der akuten Verhinderung eines Krieges) auf die grössere Sicht des Kolonialproblems oder aussereuropäischen unterentwickelten Völker zu erweitern, worin nach seiner Ansicht «in gewisser Hinsicht eine bedeutendere Sicherung des Friedens liegt», als in der unmittelbaren Atomkontrolle. Uns aber kam es mit diesem Beitrag darauf an, den Hauptteil der Ansprache dem Schatten und der Verlogenheit zu entreissen, in die er zu geraten droht. Er verdient durch seinen «gesunden Realismus».

Man spricht heute gern von Entwicklungsperioden auf der Welt, die gleichsam zwangsläufig über die Menschen kommen, als solche bezeichnet man auch gelegentlich den Kommunismus. Selbst Brockmüller S. J. tendiert in seinem Buch «Morgen des Atomzeitalters» nebst anderen Katholiken in diese Richtung. Der Papst verwirft ausdrücklich eine solche Sicht und zwar deshalb, weil der Kommunismus «den Prinzipien des Naturrechts widerstreitet». Damit deutet er an, dass, wenn es überhaupt solche gleichsam notwendige Etappen im Ablauf der Geschichte gibt, diese doch immer nur im Rahmen der Naturordnung notwendig sein können. Eine Umwälzung der Naturordnung gibt es nicht. Dies aufgezeigt haben für unsere verwirrte Zeit, ist das grosse Verdienst der Ansprache. Das Wie der Anpassung zu zeigen, ist der zweite ebenso notwendige Schritt, der noch zu tun ist. M.

Die PdA im neuen Klima

Seit der Genfer Konferenz der vier grossen Regierungschefs vom Juli 1955 spricht man vom «Geist von Genf». Man versteht darunter die Minderung der Kriegsgefahr durch Besserung der Beziehungen zwischen Ost und West, die Entspannung der durch den Kalten Krieg entstandenen Lage und die Hoffnung auf Lösung der noch bestehenden internationalen Probleme auf dem Wege der friedlichen Verständigung.

Der «Geist von Genf» bedeutet nach der öffentlichen Meinung das vorläufige Maximum eines günstigen internationalen Klimas, das sich nach Stalins Tod im Jahre 1953 zu entwickeln begann und es zu einer friedlichen Koexistenz von Ost und West kommen liess. Die ergebnislose Genfer Aussenministerkonferenz vom Oktober 1955 brachte freilich wieder eine Klimaverschlechterung. Die Äusserungen Chruschtschews im November und Dezember auf der Indienreise, die er zusammen mit Bulganin unternahm, zumal seine offene Verkündung in Rangoon, der westliche Kapitalismus müsse zugrunde gehen und die Weltrevolution des Kommunismus werde mit dessen Sieg endigen, wurden gar so gedeutet, als sei von seiten der Russen eine neue Phase des Kalten Krieges in Gang gesetzt worden. Aber die neuesten Beteuerungen der Sowjetführer auf Neujahr bekennen sich wieder feierlich zum «Geist von Genf» und wünschen, dass er «wachse» (Bulganin) und «in den Herzen der Völker auf der ganzen Welt fortlebe, trotz dem Fehlschlagen der letzten Aussenministerkonferenz» (Woroschilow). Auch ein Prominenter aus der kommunistischen Bewegung in der Schweiz, Marino Bodenmann, erklärte am 3. Ja-

nuar 1956 am Berliner Festakt zum 80. Geburtstag von Wilhelm Pieck, dem Staatspräsidenten der Deutschen Demokratischen Republik, im Namen des Zentralkomitees der Partei der Arbeit der Schweiz: «Der Geist von Genf darf nicht gelöscht werden.»

Das neue Klima wird somit, nach dem Willen derer, denen es heute am meisten abhängt, noch weiter andauern, wenn auch, wie der amerikanische Journalist Lippman vielleicht richtig bezeichnet, an die Stelle der friedlichen «wettbewerblichen» Koexistenz getreten ist.

Nach den bisher gemachten Erfahrungen ist zu erwarten, dass die kommunistische Bewegung wie in andern westlichen Ländern so auch in der Schweiz ihre Tätigkeit dem neuen Klima anpasst. Wir fragen deshalb, wie die Partei der Arbeit in der Schweiz offiziell die kommunistische Bewegung tritt, heute ihre Arbeit plant, durchführt und welche Resultate sie dabei erzielt.

Neue grundsätzliche Arbeitsweise und angepasstes Aktionsprogramm

Die Sowjetunion hat durch die internationale Entwicklung des Ost-West-Verhältnisses auch in der Schweiz vielleicht weniger an Sympathie aber bestimmt an Respekt und Anerkennung gewonnen, wovon die kommunistische Bewegung in der Schweiz unbedingt profitiert.

An den Parteikonferenzen der Kantonalen PdA-Sectionen Basel-Stadt, St. Gallen, Zürich und Genf hielten die

gierten übereinstimmend dafür, das politische Klima sei für die PdA allgemein besser geworden; die PdA hätte in der Öffentlichkeit an politischem Gewicht gewonnen; die Bedingungen für die Steigerung des Einflusses der PdA in der Arbeiterschaft «und im Schweizer Volk» seien «absolut gegeben»; namentlich hätte sich die Stimmung in den Betrieben zugunsten der PdA «sichtlich» geändert; die «Hetze» und «Ostkomplexe» verlören langsam an Wirkung; überhaupt gäbe es keine Schwierigkeit, welcher Art sie auch sei, «die uns noch schrecken könnte» (siehe «Vorwärts» vom 19. April, 1. und 17. Mai und «Voix Ouvrière» vom 16. Mai 1955). Da aber doch noch viele Menschen in der Schweiz gegenüber kommunistischen Partnern zugeknöpft sind, empfiehlt sich für die PdA eine grundsätzliche Arbeitsweise und programmatische Zielsetzung, die diesen ablehnenden Stimmungen Rechnung trägt.

Für die *grundsätzliche Arbeitsweise* gilt:

Erstens, es muss weiter der Anschein gewahrt werden, als ob die Kommunisten nur «unter anderen» beteiligt seien; deshalb eine möglichst unverfängliche äussere Drapierung in Namen und Zielsetzung der für die Massen bestimmten Organisationen.

Zweitens sind möglichst prominente nichtkommunistische Persönlichkeiten für die Mitarbeit an leitender Stelle oder sonst als Referenten, Lehrer oder fachmännische Leiter zu gewinnen. Solche Leute sind die Aushängeschilder, mit denen die kommunistischen Hintermänner die Gutgläubigen anzulocken hoffen und hinter denen sie sich zugleich gegenüber der gewöhnlichen oberflächlichen Aufmerksamkeit genügend verstecken können.

Drittens sind möglichst viele Organisationen und Gruppen für die Öffentlichkeit zu gründen, um möglichst viele Interessen zu vertreten. Einseitiges Spezialinteresse politisch Unerfahrener ist nämlich die leichteste Einbruchsstelle der getarnten kommunistischen Organisationen.

Bei dieser auf Mannigfaltigkeit und möglichste Tarnung angelegten Arbeitsweise ist die wichtigste Aufgabe der Partei, genügend und *gut geschulte Kader* zur Verfügung zu haben und passend einzusetzen. In diesem Sinne lautete eine Westdeutschland (wo heute gleiche Prinzipien gelten wie für die Schweiz) betreffende Instruktion des (ostzonalen) SED-Zentralkomitees, «jetzt alle Aufmerksamkeit der *Intensivierung der Kaderpolitik* für die in anderen Rahmen geplanten Massnahmen zu widmen» (siehe «Herder-Korrespondenz», Heft 2, November 1955, S. 80).

Programmatische Zielsetzungen

Um die vielfach der PdA gegenüber noch bestehenden Hemmungen zu überwinden, muss die programmatische Zielsetzung durchschlagend genug sein.

Zu diesem Zweck wurde zum 6. Parteitag am 28. bis 30. Mai 1955 in Genf (die rasche Entwicklung der internationalen Ereignisse hätte den 6. Parteitag notwendig gemacht) vom Zentralkomitee ein «*Dokument*» unter dem Titel «Für Frieden und Fortschritt» erst als Entwurf in der Monatsschrift «Sozialismus» vom April 1955 veröffentlicht, auf dem Parteitag durchgesprochen und dann in endgültiger Fassung in der Parteipresse am 22. Juli 1955 publiziert.

In diesem «Dokument» sind, um nur die wichtigsten zu nennen, als aussenpolitische Ziele unter anderem genannt: Kampf für die Erhaltung des Friedens und das Verbot der Atomwaffen.

Innenpolitisch wird die Einschränkung der übersetzten Rüstkungsausgaben, die Verkürzung der Rekrutenschulen, der Zahl der Wiederholungskurse und die Herabsetzung des dienstpflichtigen Alters gefordert. Die Partei unterstützt alle Bestrebungen für die Verkürzung der Arbeitszeit und verlangt die Erhöhung der in keinem Verhältnis zu den Gewinnen des Grosskapitals stehenden Löhne sowie eine Sicherung der Existenz der werktätigen Bauernschaft. Im Kampf gegen die

Teuerung wird die Wiederherstellung einer strikten Preis- und Mietzinskontrolle und der Bau billiger Wohnungen durch umfassenden sozialen Wohnungsbau gefordert.

Die Sozialversicherung muss beträchtlich ausgebaut werden, einerseits durch Verbesserung der Leistungen der AHV und der Kranken- und Unfallversicherung, andererseits durch Schaffung der Invaliden- und Mutterschaftsversicherung. Auch auf dem Gebiete der Steuerpolitik wird die Entlastung der werktätigen Schichten bei der Wehrsteuer und die Befreiung der Massenbedarfsartikel von der Warenumsatzsteuer verlangt. Die notwendigen Mittel für den Ausbau der Sozialversicherung sollen durch eine stärkere Erfassung der grossen Gewinne und Senkung der Militärausgaben beschafft werden.

Gemäss diesen Programmforderungen soll «1956 – das Jahr der *sozialen Offensive*» werden. Marino Bodenmann, Gewerkschaftsspezialist der PdA, gibt im «Vorwärts» vom 31. Dezember 1955 den entsprechenden Ausblick und verspricht, «dass das Jahr 1956 für die Arbeiter, Angestellten und anderen schaffenden Menschen bewegter sein wird, als das vergangene».

Ungeschickt ist das Programm nicht. Auch nicht utopisch, wenn man in Frankreich die neuesten Mandat-Gewinne der Kommunisten und der Poujadisten, dieser gegen die hohen Steuern gerichteten Kleinbürgerbewegung, sieht.

Aktivität in Dezentralisierung und Spezialisierung

Es ist unmöglich, in kurzer Darstellung ein umfassendes Bild von der PdA-Aktivität zu geben.

Anfangs 1954 wurde die Mitgliederzahl der PdA mit 6820 berechnet (s. «Kommunismus in der Schweiz», Verlag der Aktion freier Staatsbürger, S. 89). Heute ist die Mitgliederzahl nicht geringer, aber auch nicht wesentlich höher. Es ist daher erstaunlich, was von dieser relativ kleinen Zahl, neben der Beanspruchung durch die Partei selbst, an Einsatz und Arbeit in den verschiedensten Bewegungen und Aktionen geleistet wird.

Die Friedensbewegung

Die bedeutendste von der PdA geleitete Massenorganisation ist die «*Schweizerische Bewegung für den Frieden*», die der «Weltfriedensbewegung» mit ihrem «Weltfriedensrat» eingegliedert ist. Zur «Schweizerischen Friedensbewegung» gehören zahlreiche Bewegungen, Aktionen, Komitees und Gruppen mit den verschiedensten Benennungen. Von der «Bewegung gegen atomische Bedrohung und den Krieg» in Biel zum Beispiel schreibt der «Zeitdienst» vom 7. Januar 1956, sie hätte «neben dem Appell von Wien... auch religiöse und paneuropäische Meinungen für den Frieden vertreten... Bald konnte die Unterstützung lokaler sozialdemokratischer Parteiorganisationen und anderer Vereine verzeichnet werden. Auch von religiöser Seite blieb die Unterstützung nicht aus. Ein Delegierter, Funktionär der Sozialdemokratischen Partei, begab sich an den Friedenskongress nach Helsinki (Juni 1955). Die Grossen Vier in Genf wurden aufgefordert, die Atomwaffen und den Krieg zu ächten. Die Bieler Bewegung... sammelte bis heute 20 000 Unterschriften für den Wiener Appell.» Der eben genannte wöchentliche «Zeitdienst» und die monatlichen «Contacts» unterhalten auch Lesergemeinschaften, die zur «Schweizerischen Friedensbewegung» gehören. Für den Wiener Appell gegen die Vorbereitung eines Atomkrieges, dessen Unterschriftensammlung immer noch läuft, zählte das Sekretariat des Weltfriedensrates in Wien am 6. August 1955 655 963 811 Unterschriften. Nach dem «Stockholmer Appell» und «Appell für einen Friedenspakt» ist das bereits der dritte Unterschriftenaufruf der Weltfriedensbewegung. Von der Arbeit der «Schweizerischen Friedensbewegung» konnte der «Vorwärts» vom 24. Mai 1955 gesamthaft schreiben: «Längst sind es nicht mehr allein die Kommunisten, die den Widerstand gegen die Atomkrieger vorbereiten..., wie dies der

Wiener Appell des Weltfriedensrates verlangt. Es gibt heute kaum ein Anliegen, auf das sich so viele und in ihrer Anschauung so verschiedene Menschen einigen können, wie die Forderungen dieses Appells. Wenn bereits der dritte Teil der Bevölkerung von Vevey den Wiener Appell unterschrieben hat, wenn sich eine Reihe nichtkommunistischer Bieler Persönlichkeiten und der Verbandstag des VPOD gegen den Atomkrieg wenden, dann zeigt das, dass auch in der Schweiz die Einsicht durchdringt, der Einsatz der Massenvernichtungsmittel müsse verhindert werden. Es ist auch bezeichnend, dass die meisten Zeitungen, die bei der ersten Unterschriftensammlung für das Verbot der Atomwaffen vor fünf Jahren ein eigentliches Kesselstreben dagegen auslösten, es heute aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung vorziehen, über diesen bestimmten Punkt vorläufig einmal zu schweigen.»

Dass die öffentliche Meinung gegen den Atomkrieg mobilisiert wird, ist gut, aber von der Aktion der «Weltfriedensbewegung» sagt auch Papst Pius XII., dass sie nicht gut sei, weil ihre Hintermänner nicht den Frieden bezwecken, sondern die Schwächung der westlichen Welt.

Kulturpflege

Neben den kommunistisch geführten Organisationen für Friedensarbeit stehen solche für Kulturpflege, speziell Ostkultur, und für Kulturaustausch. Es bestehen neben den grösseren Besuchervereinigungen «Kultur und Volk» («Travail et Culture», «Regards», «Lavoro e Cultura») zahlreiche Einzelgruppen für Volkskunstpflege (Gesang, Musik, Tanz, Theater), die mehr Jugendliche zu erfassen suchen und nur lose zusammengeschlossen sind, wie etwa in Zürich im «Ausschuss Zürcher Arbeiter-Jugendgruppen».

Die Besucherorganisationen sind sehr aktiv. Das im Oktober 1954 gegründete Basler «Kultur und Volk» hat laut Bericht im «Vorwärts» im ersten Jahr seines Bestehens «fast dreissig kulturelle Veranstaltungen» durchgeführt. Die Schwesterorganisationen in anderen Städten sind kaum weniger regsam. Sie haben sich auch der Mitgliedschaft nach gut entwickelt. So hat «Kultur und Volk» in Zürich, das etwas länger besteht als «Kultur und Volk» Basel mit 16 Mitgliedern angefangen und im November 1955 500 zahlende Teilnehmer erreicht.

Die Volkskunstgruppen-Bewegung sucht mit nationalen Werten und Gütern Freunde zu gewinnen, die für das Internationale weniger Aufgeschlossenheit zeigen. Die Volkskunstpflege ist dazu noch ein gutes Mittel gegen den Kommunistschreck. Weil Hand in Hand mit ihr der Kampf gegen «amerikanischen» Schmutz, Schund und Kitsch geht, unterstützt sie auch die Friedenspropaganda gegen die «kriegshetzerischen Amerikaner».

In den Rahmen der Kulturarbeit gehört auch die Tätigkeit der der PdA zugehörigen «Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion», die an der Generalversammlung ihrer Zürcher Sektion am 4. September 1955 und wiederum an ihrem 7. Landeskongress am 26./27. November 1955 in Genf bekannt gab, sie habe «im laufenden Jahr» ihre Mitgliederzahl «um 25 Prozent» erhöhen können. «Das wärmere politische Klima», schreibt der «Vorwärts» vom 6. September 1955 dazu, «ist dem kulturellen Austausch zwischen unserem Land und der Sowjetunion zweifellos zuträglich.» Die Gesellschaft hat auch ihre Zweckbestimmung erweitert, insofern sie nicht mehr bloss für «Freunde der Sowjetunion», sondern allgemeiner für «Freunde der Förderung kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen der Schweiz zur Sowjetunion», ganz unabhängig von den bewegenden Gründen, da sein will.

Die «Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion», «Kultur und Volk» und dazu noch das «Schweizerische Festivalkomitee»¹ be-

tätigen sich eifrig in der Durchführung der verschiedensten Delegationen nach Sowjetrußland, volksdemokratischen Ländern und nach Rotchina und umgekehrt für den Besuch von Delegationen aus diesen Ländern in der Schweiz. An das Festival in Warschau (Juli/August 1955) wurden 439 Schweizer gebracht. Mit den Delegationsteilnehmern werden dann allenthalben öffentliche Berichterstattungen durchgeführt.

Als Mittel für Kulturpflege und namentlich für Kulturaustausch kommen neben Referaten und Vorträgen, eigenen Darbietungen und Ausstellungen auch Theater- und Musikvorführungen sowjetischer und volksdemokratischer Künstler (Pekinger Oper) und namentlich der *Sowjetfilm* in Frage.

Die Wirkung solcher Kulturveranstaltungen veranschaulicht ein Bericht im «Vorwärts» vom 6. Dezember 1955: «Wir hatten auch in St. Gallen Gelegenheit, im Kulturfilm das russische Ballett zu sehen. Wir waren tief beeindruckt und hingekommen. ... Ja, ihr niedliche, kleine, kläffende Köter, das sind unwiderlegbare kulturelle Zeugen gegen eure beständige rückständige Negation all dessen, was im Osten vor sich geht. Ein solche Darbietung ist ein Ausdruck des freien Willens zu künstlerischer Gestaltung, in dieser Vollendung nur erreichbar, wo die Menschen ein Ziel und eine Zukunft haben, in deren Dienst sie sich freudig stellen.»

Sozialpolitische Aktivität

Das System der Dezentralisierung und Spezialisierung ist bei der organisierten kommunistischen Friedens- und Kulturpropaganda leicht festzustellen. Weniger leicht bei der sozialpolitischen Aktivität. Da finden wir bis jetzt nur (allerdings schon zahlreiche) «Komitees für Erhöhung der Altersrenten». Weitere Aktionskomitees für soziale Belange werden aber schon noch kommen. Nach der «Abwürgung», wie der «Vorwärts» sich ausdrückt, der Initiative Chevallier in der letzte Wintersession des Nationalrates sind bereits Werbeaktionen für die Beschränkung der Militärkredite in Aussicht gestellt.

Sozialpolitische Aktionen erhalten schon mehr oder weniger Charakter von wirtschaftlichen Kämpfen und führen somit dem inneren Kernpunkt gesellschaftlicher Bewegung nahe dem Klassenkampf der Arbeiterschaft und des Proletaria gegen die Besitzer und die Bourgeoisie. Für die sozialen und wirtschaftlichen Belange der Arbeiterschaft setzen sich bereits zwei mächtige Organisationen, die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften, ein, denen gegenüber die PdA hutsam und geschickt manövrieren muss. In sozialpolitischen Dingen heisst es deshalb so voranzugehen, dass man die arbeitenden Kreise für die Zielsetzungen gewinnt und auch die Gewerkschaften dafür mobilisiert. «Mit der Grossbourgeoisie zusammen kommt man nicht zu einer Weiterentwicklung in der Sozialgesetzgebung, sondern nur dadurch, dass die Arbeiter und Angestellten *einheitlich* für alle vereinigende soziale Interessen einstehen», schreibt der «Vorwärts» am 13. Mai 1955. Zur 75-Jahrfeier des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes am 30. September 1955 schreibt der PdA-Funktionär E. Arnold: «In der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung stellen sich zwei Auffassungen gegenüber. Die einen wollen die Unterordnung unter den Kapitalismus, die andern wollen für eigenen Interessen kämpfen, weil nur so Ziele erreicht werden können. Die ganze Entwicklung unserer Zeit spricht für eine kämpferische und einheitliche Gewerkschaftsbewegung» («Vorwärts», 30. 9. 55).

Wichtiger oder mindestens gleich wichtig wie die Aufhebung zügiger sozialer Postulate ist die Gewinnung und Ausbau der kommunistischen Vertrauensstellung innerhalb der Gewerkschaften. Dieses Ziel wird nicht durch laute Forderung, sondern nur durch stille *Besetzung von gewerkschaftlichen Schlüsselstellungen* durch kommunistisch eingestellte Arbeiter, die das Vertrauen ihrer Arbeitskollegen geniessen, erreicht.

Weiter muss man, um in sozialpolitischen Aktionen Er-

¹ Gegründet 1953 im Anschluss an den 4. Kommunistischen Weltjugendkongress oder Festival in Bukarest; der erste Kongress war 1947 in Warschau, der zweite 1949 in Prag, der dritte 1951 in Ost-Berlin und der fünfte 1955 wieder in Warschau; der sechste soll 1957 in Moskau stattfinden.

zu haben, sich auf dem Terrain der Betriebe und Arbeitsstätten festgesetzt haben und es irgendwie beherrschen. Deshalb müssen *kommunistische Betriebszellen* eingerichtet werden, die so lange sich still zu betätigen haben, bis sie stark und einflussreich genug geworden sind, um nicht mehr verdrängt werden zu können, sondern andere zu bedrängen. In seinem politischen Bericht am 6. Parteitag sagte der Zentralsekretär der PdA, Edgar Woog, dazu: «Was die Arbeit in den Betrieben betrifft, so können einige Fortschritte verzeichnet werden. Neben Genf hat die Partei nun auch in Zürich und Basel festen Boden in einigen grösseren Betrieben gefasst» («Vorwärts», 1. Juni 1955). Bringt man diese Erklärung mit den polemischen Betriebs-Berichterstattungen der «Vorwärts»-Korrespondenten in Verbindung, so erhellt, dass die PdA in einigen Betrieben in Basel, Baden, Zürich, Zürcher Oberland, Winterthur und Schaffhausen – auch ohne Zuzug von Mitläufern und kommunistischen italienischen Saisonarbeitern – gut getarnte Stützpunkte aufgebaut hat.

Der in einer zusätzlichen Auflage erscheinende Samstag-«Vorwärts», der gratis vor Betrieben verteilt wird, veröffentlicht nämlich seit geraumer Zeit von sogenannten «Vorwärts»-Korrespondenten über bestimmte Betriebe Berichte, die darauf schliessen lassen, dass die Berichterstatter mit den Vorgängen in den Betrieben, namentlich was die Anliegen der Belegschaft betrifft, gut vertraut sind. Die Berichte sind in klassenkämpferischem Ton abgefasst und verfolgen offensichtlich das Ziel, die Unzufriedenheit über Lohn- und Arbeitsbedingungen der Betriebsarbeiter zu schüren. Der «Vorwärts»-Korrespondent ist das «Bindeglied zwischen Partei, ihrer Zeitung und dem Volk». Stalin bezeichnete die Volkskorrespondenten als die «Kommandeure der proletarischen öffentlichen Meinung». Auf einer Pressekonferenz in der Deutschen Demokratischen Republik wurden sie als die «Augen und Ohren der Partei» qualifiziert. Die «Vorwärts»-Korrespondenten sind somit die von der Partei dirigierten Agitatoren in den Betrieben und erfüllen die «gesellschaftliche Aufgabe», als «Augen und Ohren der Partei» «die unerbittlichen Kritiker der Volksfeinde» zu sein.

Resultate

Die Planungen der PdA erscheinen so recht zielstrebig und gut ausgeklügelt, der Aktivität lässt sich Lebhaftigkeit und Unermüdlichkeit nicht absprechen, das Ganze offenbart die Existenz einer vollkommen zentralisierten Leitung durch kommunistische Experten. Aber führt die Arbeit auch zu einem wirklichen Erfolg?

Der Stimmenanteil der PdA bei den Nationalratswahlen 1955 betrug nicht einmal 3 Prozent. In der deutschen Schweiz verlor die PdA gegenüber 1951 527 Stimmen. Im Kanton Zürich ging ihr einziges Nationalratsmandat sogar verloren. Die Gesamtverluste in der deutschen Schweiz bedürfen nun, wie das «Bulletin des nationalen Informationszentrums» vom Dezember 1955 bemerkt, einiger Korrekturen, so unter anderem weil die PdA Baselland im Gegensatz zu den 1951er Wahlen (933 Stimmen) nicht mehr mit eigener Liste kandidierte und ihre Mitglieder anwies, ihre Stimmen der SP zu geben. Aber jedenfalls kamen die Erfolge der kommunistischen Friedensbewegung und Kulturtätigkeit der Partei selber *nicht* zugute. Das Zusammengehen mit den Kommunisten in diesen Bestrebungen gilt offenbar dem Willen zum Frieden und zur Völkerverständigung und ist jedenfalls nicht prokommunistisch gemeint. Es scheint daher das Urteil über die PdA berechtigt, das in einer Leserschrift in der «Neuen Zürcher Zeitung» (13. 12. Mittags-Ausgabe) lautete: «Diese vom Ausland ab-

hängige und bei uns zur Bedeutungslosigkeit verurteilte Partei wird dank positiver sozialer Entwicklung und freier, gesunder Einstellung des Einzelnen von selber erledigt.»

Nun aber brachten die letzten Nationalratswahlen der PdA auch Gewinne und zwar im Kanton Neuenburg 705 und in der Waadt 620 Stimmen und in letzterem Kanton zu dem bisher einen ein zweites Nationalratsmandat. Als Grund der Gewinne, besonders im Kanton Waadt, nennt *Marc-E. Chantre* in Lausanne in einem Kommentar unter anderem besonders den *Verlust an bürgerlicher Verantwortung*. Die Rechtskreise hätten sich von Schreckgespenstern, welche die extreme Linke geschickt vor sie hinstellte, einschüchtern lassen. «Um nicht des McCarthyismus bezichtigt zu werden, hat man von der Gefahr der kommunistischen Infiltration und ihren Manövern einfach nicht mehr gesprochen. Aus Angst, als Reaktionär oder Kollaborationist zu gelten, hat man nicht mehr gewagt, die Lösung der sozialen Probleme auf der beruflichen Ebene vorzuschlagen. Nicht nur die Wähler, sondern die bürgerlichen Parteien selber haben auf diese Weise versagt.» Man sei der sachlichen Auseinandersetzung mit dem Gegner einfach angstvoll ausgewichen.

Peter *Dürrenmatt* weist in den «Basler Nachrichten» (19./20. Nov. 55) unter anderer Blickrichtung auf die gleiche Sache hin: «In der *deutschen Schweiz* verweigert man überall dort, wo es kommunistische Gruppen gibt, diesen Gruppen die Partnerschaft im demokratischen Spiel. Man lässt sich mit ihnen nur soweit ein, als es nicht zu vermeiden ist. Sie werden politisch ignoriert, und jede Diskussion wird abgelehnt, weil man sie für gebunden und zu einer freien Diskussion unfähig hält. In der *Westschweiz*... nahm man die PdA ernst... Man fand es deshalb unerhört, dass die Bundespolizei es wagte, einem gebildeten Kommunisten wie Professor Bonnard den Prozess zu machen, und man stellte sich von links bis rechts schützend vor den Edelkommunisten. Den kommunistischen internationalen Mütterkongress nahm man in Lausanne gastfreundlich auf, und ultrabürgerliche Magistraten entboten ihm ihre herzlichsten Grüsse.» Man sei so allmählich in eine verhängnisvolle intellektuelle Camaraderie mit dem Kommunismus geraten.

Man sieht also, dass man der kommunistischen Aggressivität gegenüber doch nicht gefeit bleibt, wenn man ihr gegenüber der Passivität verfällt und auch die bewusste und aktive Ablehnung vergisst.

Die öffentliche Meinung darf nicht aufgeweicht werden. Die bolschewistischen Greuel, die durch zahlreiche Augenzeugenberichte bis heute belegt sind, dürfen nicht in Vergessenheit geraten. Aller Friedenswille darf nicht zu einer naiven Entspannungsmithologie werden. Das kommunistische System darf nicht relativiert gesehen werden, als sei es wohl ungeeignet für den westlichen, vielleicht aber notwendig für den östlichen Menschen; denn der Kommunismus ist nicht eine mögliche Weltordnung unter anderen, er ist überhaupt keine Ordnung, sondern, wie Pius XI. uns das deutlich klargelegt hat, das unmenschliche, natur- und kulturwidrige System schlechthin.

Der Parteikommunismus ist auch deswegen nicht populär oder noch unpopulär in der deutschen Schweiz, weil es uns wirtschaftlich noch gut geht und keine kommunistische Bewegung bei uns ihre Wellen über die Grenze schlägt wie der Kommunismus in Frankreich, dem die Westschweiz geographisch und sprachlich nahegesetzt ist.

Die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus ist heute eine weltweite Auseinandersetzung, bei der es um Sein oder Nichtsein geht. Als Vertreter des Weltkommunismus in der Schweiz haben wir die PdA zu sehen und ihr gegenüber uns zu verhalten.

K. St.

Ueber das Verhältniß des Naturgesetzes zur übernatürlichen Gnadenordnung¹

Gibt es eine innere positive, unverlierbare Hinordnung auf das übernatürliche Ziel?

Eine andere Frage sei im Anschluss an das Buch von Fuchs noch behandelt. Ich weiss nicht recht, ob mich hier Fuchs als Gegner betrachtet. Er berichtet von der Meinung einiger Theologen, die damit rechnen, dass die konkrete Erfahrung des Menschen auch unabhängig von einer ausdrücklichen geschichtlichen Wortoffenbarung und Heilsgeschichte übernatürliche Elemente enthalte. In diesem Zusammenhang schreibt er: «Jene Theologen, die nicht eine positive innere Hinordnung auf das übernatürliche Ziel annehmen, müssen mit einer positiven und erfahrbaren übernatürlichen Wirklichkeit als modifizierender Seinsweise der Natur rechnen.» Er zitiert dann in der Anmerkung als Beleg zu diesem Satz Rahner, Balthasar, Kenny, Malevez, Brisboir und beendet diese Anmerkung mit den Worten: «eine noch wenig überzeugend dargelegte Meinung».

Natürliche oder übernatürliche Hinordnung?

Weil dieser Theologenstreit doch vielleicht auch ein gewisses sachliches Interesse hat, so möge es mir erlaubt sein, einiges zu diesen Sätzen von Fuchs zu sagen.

Zunächst: ich verstehe den Satz so wenig, dass ich sogar mit einem Druckfehler bei ihm rechne und vermute, dass vielleicht das «nicht» in dem zitierten Satz zu streichen ist.

Wenn Fuchs unter der «positiven inneren Hinordnung auf das übernatürliche Ziel» in der Natur jene meint, wie sie *de Lubac* konzipiert zu haben scheint, nämlich als eine *natürliche* innere Hinordnung der Natur auf das übernatürliche Ziel, so dass eine Natur des Geistes ohne diese Hinordnung überhaupt nicht denkbar wäre, dann gehöre ich und die übrigen zitierten Theologen natürlich zu denen, die eine *solche* Hinordnung *nicht* annehmen, weil sie uns mit der Übernatürlichkeit und Ungeschuldetheit der Gnade nicht vereinbar zu sein scheint und wohl nach «*Humani generis*» nicht mehr gehalten werden kann. Dann aber begreife ich nicht, was in *dieser* so verstandenen Meinung «noch wenig überzeugend dargelegt» sein soll. Ausserdem ist mir dann ganz unverständlich, warum *wir*, die wir dieser *de Lubacschen* Meinung nicht sind, gerade *darum* mit einer übernatürlichen Modifizierung der natürlichen Wirklichkeit rechnen müssen. Denn einerseits (wie gleich noch gezeigt werden wird) rechnet doch auch Fuchs vorsichtig mit einer solchen Modifizierung. Und andererseits kann man die Ansicht *de Lubacs* ablehnen (wie es die traditionelle Theologie bisher getan hat), ohne darum mit einer solchen Modifikation rechnen zu *müssen* (was ja diese traditionelle Theologie zum grossen Teil nicht getan hat).

Nimmt man aber in dem fraglichen Satz an, es handle sich um eine innere Hinordnung auf das übernatürliche Ziel, die zwar eine reale, nicht bloss in den Gedanken Gottes bestehende und insofern innerliche, immer und in jedem Menschen der bestehenden Ordnung gegebene, aber *übernatürliche*, ungeschuldete Hinordnung, die nicht erst durch die rechtfertigende Gnade gegeben ist, sondern unverlierbar in jedem Menschen der faktischen Heilsordnung existiert, dann ist das freilich die Ansicht der von Fuchs zitierten Theologen, es muss dann aber das «nicht» als Irrtum oder als Druckfehler entfernt werden. Dann freilich hat auch der Nachsatz einen Sinn: solche Theologen *müssen mehr* oder *weniger* in logischer Konsequenz sagen (obwohl auch ein solcher eine gänzliche *Unbewusstheit*

dieser Hinordnung postulieren und so der Konsequenz ergehen könnte), dass die faktisch erfahrbare Natur eine übernatürlich modifizierte sei. Aber ist dann diese Meinung ein «noch wenig überzeugend dargelegte Meinung»? Das sei noch ein wenig besprochen werden und so wieder zum Sachlichen des ganzen Fragekomplexes zurückgefunden werde

Zwei Fragen

Man muss *zwei* Fragen unterscheiden. 1. Gibt es ein «übernatürliches Existential», wie ich die gemeinte Sache zu benennen suchte? 2. Gibt es eine Erfahrung einer Natur, die übernatürlich modifiziert ist derart, dass diese Erfahrung auf diese Modifikation irgendwie miterfasst (ganz oder teilweise im einzelnen Menschen oder in seiner Entfaltung in der ganzen Breite der geistigen Menschheitsgeschichte), auch wenn diese Erfasste natürlich nicht *als* übernatürlich erfasst wird (wer diese Einschränkung auch wieder nicht so selbstverständlich ist, wie man gewöhnlich – auch Fuchs – voraussetzt, da ein individuelle Offenbarung Gottes an einen einzelnen Menschen um seines Heiles willen nach den Theologen nicht unmöglich ist und diese sich ja auch so abspielen könnte, dass die übernatürliche Wirklichkeit des real Übernatürlichen dem Menschen aufleuchtet)?

Das übernatürliche Existential

Was nun die *erste* Frage angeht, so soll der Beweis, den wir schon früher für die Existenz eines übernatürlichen Existentials kurz geführt haben, nicht wiederholt werden. Es ist das hier auch nicht notwendig. Denn Fuchs scheint uns von der Existenz einer solchen übernatürlichen Bestimmtheit im Menschen im voraus zur Gnade überzeugt zu sein, d. h. uns zugestehen, dass wir eine Bestimmung zum übernatürlichen Ziel (die kein Theologe leugnet) auch im voraus zur Gnade nicht als ein blosses «Dekret» Gottes denken dürfen, das gleichsam noch äusserlich über dem Menschen schwebend sei, nur seine moralische Verpflichtbarkeit wendet, aber keine real dem konkreten Menschen selber innerliche Bestimmung bedeuten würde.

Die Praemissen von Prof. Fuchs

Fuchs gibt ja zu, dass «der Mensch in eine übernatürliche Ordnung hineingeboren wird und von Anfang an auf ein übernatürliches Ziel hingebunden ist» (44). Es ist für ihn selbstverständlich, dass es im wirklichen Menschen ein rein Natürliches, nicht auf übernatürliche Weise Verwirklichtes, von der Übernatur nicht Ergriffenes *nicht* gibt (46). «Der ganze Mensch ist und war zu allen Zeiten auf ein übernatürliches Ziel hingebunden» (46), so dass in diesem Sinn die Übernatur sogar zur Definition des Menschen entscheidend gehört (46). Darauf folgt für Fuchs, dass die Natur im Unterschied zur Übernatur «eine *Abstraktion*» bedeutet (46), ein «Rest» (47). «Natur weist sich als eine Teilwirklichkeit des Menschen, die wir als straktiv, d. h. aus der Gesamtwirklichkeit im Lichte der göttlichen Offenbarung erforschend, gewinnen» (57).

Kann man das alles sagen, wenn man gleichzeitig behauptet würde, dass diese Hinordnung auf das übernatürliche Ziel, so weit es sich um den Menschen ohne die Rechtfertigungsgnade handelt, bloss eine moralische Verpflichtung wäre: eigentlich *sollte* er eine solche Hinordnung haben (hat sie aber nicht, weil er die heiligmachende Gnade nicht hat)? Wenn es Menschen

¹ Vergleiche in derselben Zeitschrift Nr. 22 den Artikel: «Bemerkungen über das Naturgesetz und seine Erkennbarkeit.»

gäbe, die diese Hinordnung auf das übernatürliche Ziel bloss haben *sollten*, aber sie nicht haben (weil ex supposito eine solche realontologische Hinordnung erst durch die Gnade selbst da wäre), müsste man dann die Natur «abstraktiv» gewinnen? Könnte man dann sagen, der Mensch *habe immer* diese Hinordnung, wobei das doch nicht von einem moralischen Verpflichtungszustand, den der Mensch immer «hat», sondern von einer ontologischen Zuständlichkeit des Menschen selbst verstanden wird, die jene moralische Verpflichtung zum Haben der Gnade (nicht zum Haben der Hinordnung!) begründet, aber logisch und sachlich nicht einfach mit ihr identisch ist?

Man beachte auch folgendes: Nach heute üblicher scholastischer Theorie ist die Hinordnung auf Gott, die durch die Sünde verloren geht, *real identisch* mit der heiligmachenden Gnade und diese nicht bloss eine *Folge* irgendeines bloss juristisch-moralischen Hingeordnetseins auf Gott. Die Zugekehrtheit zu Gott wird also hier von der guten und nicht nominalistisch angehauchten Theologie als eine realontologische Zuständlichkeit im Menschen selbst konzipiert, und nicht als eine bloss moralische Zuständlichkeit (wie sie es – angeblich – in einem Gerechtigkeitsstand der reinen Naturordnung wäre). Müsste man dann nicht auch begreifen können, dass es eine solche realontologische Hinordnung auf Gott² geben kann und muss, die einer moralischen Verpflichtung, daraus existentiell die Konsequenzen zu ziehen, *zugrunde* liegt?

Wenn man das ernst nimmt, was Fuchs sagt, und es nicht nachträglich wieder nominalistisch abschwächt, scheint es mir zu besagen: *Im Menschen gibt es immer, ob er Erbsünder, persönlicher Sünder oder Gerechter ist, in der gegenwärtigen Ordnung eine innere (wenn auch von Gott ungeschuldet verliehene, objektiv an seiner Natur gemessen übernatürliche) Hinordnung auf das übernatürliche Ziel, die immer und überall gegeben und unverlierbar ist.*

Nur dann *ist* die Natur immer und überall in einer übernatürlichen Ordnung, nur dann muss sie erst noch aus diesem ihrem Gesamtbestand abstrahiert werden als Rest. Sonst könnte man nur sagen: nach Gottes Willen *sollte* der Mensch eigentlich in der übernatürlichen Ordnung sein, wenn er aber die Gnade nicht hat, ist er nicht in ihr.

Akzidenz oder Existential?

Fuchs will die Übernatur, also wohl auch das hier zunächst Gemeinte, als «Akzidenz» qualifizieren (46). Wenn man Akzidenz das nennt, was nicht wesensnotwendig zu einer bestimmten Natur gehört und doch zu ihr hinzukommen kann, dann mag man alles Übernatürliche akzidentell nennen. Sehr erhellend ist das Wort nicht. Es ist sogar mit der Gefahr der Irreführung behaftet. Denn das «Akzidentelle» wird eben leicht als das Unwichtige, als das nur sehr äusserlich ein Seiendes Bestimmende, als das nur zufällig von aussen einer Sache Anhaftende betrachtet. All das passt natürlich nicht auf die Gnade und nicht auf das bleibende Hingeordnetsein jedes Menschen auf das übernatürliche Ziel in dieser einzig von Gott verwirklichten Ordnung.

Versteht man unter Existential eine dauernde, bleibende Verfasstheit einer endlichen Geistperson, die die Ermöglichung und ontologische Vorbestimmung eines personalen Handelns ist (das also, was in der freien Tat an der Person ins Spiel

² Natürlich ist diese Hinordnung von der des rechtfertigenden Besitzes der heiligmachenden Gnade zu unterscheiden, so sehr beides gemeinsame Züge aufweist und die Frage des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Grössen einer weiteren Klärung bedarf. Aber das ist doch kein Grund, eine solche realontologische Hinordnung des Menschen auf das übernatürliche Ziel im voraus zur faktischen Rechtfertigung zu leugnen. Mögen solche «Entitäten» sich leicht oder schwer in unsere üblichen (und vielleicht ein wenig nominalistisch angehauchten) Kategorien der Ontologie einfügen, das ist kein Grund zu bezweifeln, dass die wirkliche Hinordnung jedes Menschen auf sein übernatürliches Ziel zu den allerwirklichsten Tatsachen seines Daseins gehört, und dass, wenn Gott etwas vom Menschen haben will, dieses Soll des Menschen in ihm Wirklichkeit ist und sich in ihm darum auch auswirkt.

kommt), dann meine ich, kann man das hier Gemeinte sehr wohl als übernatürliches Existential bezeichnen. Übernatürlich ist dieses Existential sowohl, weil es den Menschen ausrichtet auf das übernatürliche Ziel, als auch, weil es ungeschuldet ist. Existential ist es, weil es nicht (wie das Existentielle) der freien Tat der Person entstammt, sondern deren Voraussetzung ist. Vorläufig bleibe ich bei der Meinung, dass es auch der scholastischen Theologie nichts schadet, wenn die Begriffsbildung und Terminologie nicht ganz stagniert. Man kann dann manches deutlicher sagen, was man zwar immer gewusst, aber nicht immer sehr deutlich gesehen und gesagt hat. Aber, wie gesagt, ich nehme an, dass über diese erste Frage keine wirkliche Meinungsverschiedenheit zwischen Fuchs und mir besteht. Was bedeutet dann aber der Satz, es handle sich um eine «noch wenig überzeugend dargelegte Meinung»?

Die Erfahrung einer übernatürlich modifizierten Natur

Aber vielleicht bezieht sich diese Qualifikation auf die zweite Frage,

ob nämlich von dieser übernatürlichen Hinordnung auf das übernatürliche Ziel und deren Konsequenzen auch ausserhalb der christlichen Wortoffenbarung etwas zu merken sei.

Aus den Aussagen von Fuchs

Auch hier ist zunächst wieder zu sagen, dass Fuchs doch zuzugeben scheint, was er mit diesem Satz zu bezweifeln scheint. Er sagt, wir müssen mit so etwas «rechnen» (52). Er sagt: «Sicherlich erfahren wir eine durch die übernatürliche, heilsgeschichtliche Situation bestimmte Weise der Konkupiszenz, die nicht vom Wesen der absoluten und metaphysischen Natur her unbedingt so und für jede Weise ihrer Existenz gefordert ist» (52). Er macht selbst den Unterschied zwischen einem philosophischen und einem metaphysischen Begriff vom Menschen, eine Unterscheidung, die nur sinnvoll und notwendig ist, wenn man voraussetzt, dass in der konkreten Erfahrung, die der Mensch von sich macht, Elemente enthalten sein können für die philosophische Selbstinterpretation des Menschen, die gar nicht eigentlich zu seiner Natur gehören, ohne dass er dies ohne Offenbarung merken kann. Fuchs sagt selbst, dass uns auf natürlichem Wege der Mensch als «reine» Verwirklichung der absoluten und metaphysischen Natur nicht unmittelbar zugänglich ist (51), was auch wieder nur gesagt werden kann unter der obigen Voraussetzung. Er sagt ebenso selbst, dass nicht in allem genauestens auszumachen sei, was im einzelnen und bis ins Letzte hinein zum Wesen des Menschen gehört, wo wiederum nur unsere Voraussetzung der Grund dieser Unerkennbarkeit einer absolut scharfen Grenze zwischen Natur und Übernatürlichem ist (53).

Die Frage in sich

Aber selbst wenn uns Fuchs in dieser zweiten Frage widersprechen würde, wie ist diese Frage in sich zu beantworten? Zweifellos in dem Sinn, dass die Erfahrung des konkreten Menschen von sich selbst nicht die Erfahrung der einen Natur allein ist.

Man muss sich nur einmal fragen: Gibt es ausserhalb des Christentums oder der öffentlichen Offenbarungsgeschichte entitativ übernatürliche Gnade? Wenn man sagen muss: es gibt sie, wenigstens zunächst einmal als real angebotene, in den spontanen Akten des Menschen sich geltend machende und dann auch darüber hinaus, weil sonst eine Heilsmöglichkeit übernatürlicher Art für einen Menschen ausserhalb der greifbaren Offenbarungsgeschichte amtlicher Art und ausserhalb des Christentums gelehnet würde, dann ist weiter zu fragen: steht es fest, dass eine solche Gnade nur eine bewusstseinsjenseitige, ontologische Qualität ist?

Auf diese Frage kann man aber mit einer alten und auch heute noch durchaus lebendigen Schule, der Thomisten nämlich, antworten: jeder entitativ übernatürliche Akt hat ein Formalobjekt, also eine Bewusstseinsgegebenheit, die von keinem natürlichen Akt erreicht werden kann.³ Man kann sagen, dass das eine umstrittene Meinung sei. Man kann aber nicht sagen, dass das eine «noch wenig überzeugend dargelegte Meinung» sei, als ob die von Fuchs zitierten Theologen zum ersten Male so eine seltsam kühne Theorie gehabt hätten.

Nimmt man aber diese Thomistische Theorie einmal an, dann kann man sagen: nach einer absolut Bürgerrecht in der Theologie besitzenden Schultheorie, die die Autorität von allergrössten Theologen (auch des Suarez zum Beispiel und nicht nur der Thomisten im engsten Sinn) hinter sich hat, ist es durchaus sicher, dass das Geistesleben der Menschen als Ganzes eine bewusstseinsmässige Qualität hat, die es nicht hätte, gäbe es die übernatürliche Ordnung nicht, und diese Qualität hat es nicht bloss durch die Veränderungen, die dieses Leben erfährt, durch die geschichtliche Predigt der Offenbarung, sondern auch durch die Tatsache der Realität der inneren Gnade. Während man aber den Einfluss der äusseren Predigt der Offenbarung (wenigstens grundsätzlich) aus der Erfahrung des Menschen von sich selbst eliminieren kann, weil er ja von vornherein als eigener Faktor darin auftritt, ist das naturgemäss bei dem Einfluss der inneren Gnade auf das Bewusstsein des Menschen nicht möglich.

Die übernatürliche Vorsehung und die indirekten Folgen der Gnade auf das faktische Bild des Menschen

Das ist aber noch gar nicht alles. Man wird nicht bestreiten können, dass die übernatürliche Providenz einerseits und die indirekten Folgen und Auswirkungen der übernatürlichen Gnade in der Welt andererseits das faktische Bild des Menschen in der Geschichte des einzelnen und noch mehr der Völker und der ganzen Menschheit in einem ganz weiten Masse beeinflussen.

Man darf nicht vergessen: was der Mensch ist, das lässt sich konkret und in einer wirklich inhaltlichen Fülle gar nicht an einem einzelnen Säugling und zum «Gebrauch der Vernunft gekommenen» Buschmann ablesen. Je höher ein Seiendes ist, um so mehr ist sein Akt (im Unterschied zur blossen Potenz) für ihn und sein Wesen bedeutsam, je mehr wird dieser Wesensvollzug. Und wenn daher dieses Seiende dennoch geschichtlich und zeitlich ist, um so mehr erfährt es dann von sich selber erst durch die Geschichte, die es erlebt; erst in einem geschichtlich realen Vollzug schreitet es die Grenzen seiner Möglichkeiten ab, die ihm sonst selber verborgen geblieben wären. Was aber der Mensch auf diese Weise von sich erfährt, ist ihm dann eben vorgestellt in einem Bild, an dem die durch die übernatürliche Gnade aufgetane Bewusstseinstiefe des Menschen, die übernatürliche Providenz und die mittelbaren Auswirkungen der Gnade von vornherein mitgewirkt haben und zwar auch dort, wo nicht Heilsgeschichte im engeren Sinn sich ereignete.

³ Es ist hier natürlich nicht der Ort, darüber Ausführungen zu machen, warum und wie eine solche Lehre vereinbar ist mit einer Erfahrung, die erklärt, sie «merke von so etwas nichts» (eigentlich das einzige Argument der Gegner dieser Lehre), oder mit der Lehre des Trienter Konzils, auch der Gerechtfertigte habe keine absolute Sicherheit von seinem Gnadenzustand. Es sei nur dies hier im Vorbeigehen gesagt: man darf nicht als selbstverständlich unterstellen, dass das Bewusstsein eine Art Kinoleinwand sei, auf der als einer gleichmässigen Fläche alle Gegebenheiten des Bewusstseins aufgetragen sein müssten und darum jede solche Gegebenheit dem Zugriff der Reflexion gleich nahe sein müsse. Man darf nicht vergessen, was die heutige Psychologie uns deutlicher gelehrt hat, dass nämlich vieles im Bewusstsein sein könne, wovon man angeblich «nichts weiss». Man darf «bewusstseinsgegeben» nicht einfach identifizieren mit «reflektierbar». Vgl. auch meinen kleinen Aufsatz: «Über die Erfahrung der Gnade» in «Geist und Leben» 27 (1954, S. 460–462). Im übrigen ist in dieser Frage auf die Dogmatiken thomistischer Provenienz zu verweisen und – zuzugeben, dass auch diese die u. E. zweifellos richtige These oft überzeugender vertreten könnten und sollten, als es oft geschieht.

Dazu kommt noch (biblisch gesprochen) die Herrschaft des Teufels in der Welt! Wirkt er nicht mit am Erscheinungsbild des Menschen, aus dem wir sein Wesen abstrahieren müssen? Würde der Teufel auch in einer rein natürlichen Ordnung so, wie er es wirklich tut, an der Geschichte des Menschenschafts mitschaffen?

Wer dies bezweifelt, kann das Dämonische in der Geschichte der Menschheit durchaus auch der Übernatürlichkeit unserer Ordnung zuzählen. Er muss dann aber auch (hier mit der negativ sich auswirkenden) Möglichkeit rechnen, dass dadurch auch das Wesensbild des Menschen für seine reflektierte Erkenntnis so getrübt ist, dass der Mensch und sogar auch die Christen Dinge aus seinem Wesen und dem Naturgesetz nicht erkennt, die er eigentlich erkennen müsste. Oder kann man nicht sagen, dass die faktische Christenheit nicht auch einmal aus dem Wesen des Menschen Sätze nicht abgeleitet hätte, die sie hätte ableiten sollen? Ein Friedrich Speyerer hätte das ohne weiteres zugegeben.

Von da aus könnte man auch einmal den Versuch machen eine Geschichte der Erfassung des Naturrechtes zu schreiben wie diese auch noch in der Christenheit⁴ stattgefunden hat. Es wäre das auch darum gut, weil vielleicht so mancher vorsichtiger mit seiner Meinung würde, ein subjektiver Dogmenfortschritt sei auf diesem Gebiet nicht mehr möglich, und die christliche Theologie habe nur noch die eine Aufgabe, die schon endgültige Klarheit gegen böswillige Verdunkelung zu verteidigen und die klaren Prinzipien auf neue Verhältnisse anzuwenden, die eine unruhige Menschheit leider immer wieder schafft. Doch wir schweifen ab.

Wir sagten: wer die übernatürliche Gnade in sich und ihren Auswirkungen ernst nimmt, der muss mit einem sehr tiefgehenden Unterschied rechnen zwischen dem Menschen wie er sich der faktischen Erfahrung darbietet, und dem, was er wäre, wenn er in einem reinen Naturzustand Gegenstand einer solchen Erfahrung (auch abgesehen von der Wortoffenbarung) darböte.

Es ist also ganz richtig, wenn gesagt wird, der Mensch könne bei seiner philosophischen Reflexion auf seine eigene Erfahrung, die er mit sich macht, nicht genau sagen, ob er darin gegebenen Elemente immer und in jedem Einzelfall Auswirkungen seiner metaphysischen Natur sind oder nicht Übernatürliches. Wer alle übernatürlich erhebende Gnade von vornherein als völlig und in jeder Hinsicht bewusstseinsjenseitig erklärt, der kann in dieser Frage wenigstens von diesem Gesichtspunkt aus anderer Meinung sein. Aber er hat nicht das Recht die gegenteilige Behauptung als eine theologische Absurdität zu betrachten, die erst durch die Neuerungssucht von ein paar heutigen Theologen aufgebracht worden ist. So möchte ich nochmals sagen: ich verstehe nicht, was der Satz sagen soll: eine noch wenig überzeugend dargelegte Meinung. Fuchs ist doch derselben Meinung!

Von der praktischen Bedeutung dieses Streites

Es sei zum Schluss für den Leser, der an «Theologenzänke» keine Freude hat, nochmals zu erklären versucht, warum es sich letztlich doch um Fragen handelt, die auch ihn interessieren können. Das Christentum predigt von Gnade, von übernatürlicher Erhebung, von Akten des Menschen, die er in keiner Weise von sich allein her tun kann.

⁴ In dieser Hinsicht ist immer noch Peter Browes «Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters» (Breslau 1932) ein Buch, das in dieser Richtung ein Beispiel sein könnte und erzieherisch zu wirken berufen wäre. Ähnlich auch J. Fuchs, «Die Sexualethik des hl. Thomas von Aquin» (Köln 1944). Man muss die frühere Geschichte beobachten, um wirklich zu begreifen, dass der Geist und seine Erkenntnis auch heute noch in der Geschichte stehen.

Wenn nun alle diese Dinge schlechthin einem Bereich angehören, der eigentlich mit dem konkreten personalen Leben des Menschen nichts zu tun hat, da sich dieses ausschliesslich nur im Bereich einer «Natur» abspielt, die (wenigstens was das Personale und Bewusste angeht) rein in ihrem eigenen Kreis verläuft, es sei denn es werde ihr von diesem höheren Stockwerk ihres Daseins etwas durch die Glaubenspredigt von aussen mitgeteilt, wofür sie aber von sich aus wiederum keine erfahrbaren geistigen Bedürfnisse hat, da ja das Gepredigte ausschliesslich einer bewusstseins- und naturjenseitigen Region angehört, der sich der Mensch nur in einem bloss formalen (vom Entgegengenommenen innerlich unberührten) Gehorsam öffnen kann, dann ist die Gefahr wirklich gross, dass der Mensch diesen Gehorsam verweigert, sich für eine solche Seinsschicht uninteressiert erklärt und sich positiv verschliesst im Kreis seiner eigenen Natur.

Man kann dann natürlich protestieren und sagen: diese Natur hat eine *potentia oboedientialis* für Gnade, sie ist als Natur ganz und gar grundsätzlich offen zu halten für Verfügungen Gottes über diese Natur hinaus. Es wird auf die Dauer nicht sehr viel nützen. Der Mensch wird sagen: «ich», das heisst der, der erlebt, sich erfährt und sich erleidet, habe ja doch keinen Zugang zu dieser Region, mag sie (angeblich) auch zu «mir» (d. h. zu einem ontologischen Subjekt) gehören.

Wenn ich aber sagen kann: was ihr, ohne es selber von euch selbst her interpretieren zu können, erlebt und erfährt, das interpretiere ich euch von der Botschaft des Christentums her, wenn diese Botschaft so etwas ist, wie eine *theologische Tiefenanalyse des Bewusstseins des Menschen*, so wie es ist (aus Gnade, nicht von blosser Natur her), wenn auch (nicht nur!) ein Stück Immanenzapologetik getrieben werden kann (weil es immer und überall eine solche übernatürliche Immanenz gibt, um dieses ominöse Wort zu gebrauchen), wenn nicht zuerst ein durch nichts schon von Gott her überbrückter Graben zwischen dem Menschen, insofern er sich hat, und der übernatürlichen Wirklichkeit aufgerissen wird, um ihn dann wieder mühsam durch die blosser Botschaft von aussen zu überbrücken, dann ist die Position der christlichen Verkündigung doch wesentlich günstiger als in der anderen Voraussetzung.

Natürlich bleibt auch dann noch die Frage: wo sind denn die schon im voraus vom Gott der Gnade gewirkten Ansatzpunkte für unsere Predigt im konkreten Menschen? Wie sind sie, wie lassen sie sich ansprechen? Da sind natürlich noch viele Fragen. Aber man kann dann wenigstens fragen, und man muss nicht von vorneherein schon sagen: die gibt es nicht, oder es gibt sie nur in den von uns apriori nicht bestimmbareren Einzelmomenten, in denen Gott einmal besonders das Herz eines Menschen berührt; wir haben nichts am Menschen, an das wir immer und überall anknüpfen könnten, als die ganz formale und abstrakte Fähigkeit der reinen Vernunft, die Botschaft Gottes zu hören (weil die Gnade als übernatürliche in dieser Ansicht ja keine psychologische Resonanz im Menschen hat, keine psychologische Triebkraft entwickeln kann, obwohl sie jedem Heilsakt «vorausgeht»). Es ist also schon von einiger praktischer Bedeutung, ob man in diesen Fragen dieser oder jener Meinung ist.

Die katholische Theologie ist hier unweigerlich in einem Zweifrontenkampf. Sie muss betonen, dass es eine Natur und ein Naturrecht gibt. Sie müsste sich aber noch mehr als bisher dabei Mühe geben, diese Tatsache einer metaphysischen Erkennbarkeit der Natur zu beweisen und dem durchschnittlichen Menschen verständlich zu machen. Sie muss aber auch diese Natur so sehen, dass ihre Theorie nicht die Natur zuerst so in sich verschliesst und den geistigen Menschen in sie hinein, dass sie diese verschlossene Natur nachträglich wieder sehr gewalttätig und mit fraglichem Erfolg aufzubrechen versuchen muss.

Die erste Betonung der Existenz und Erkennbarkeit des Naturgesetzes ist wichtig. Man darf aber auch der Meinung sein, dass die Theologie nicht immer und überall mit einem völlig genügenden Nachdruck sich der zweiten Aufgabe angenommen hat, die konkrete Natur so zu fassen, dass sie wirklich offen ist für das, was wir eben doch im letzten zu verkündigen haben, die Gnade Gottes in Christus Jesus.

Warum sollte es in dieser Hinsicht nicht möglich sein, die «transzendente Erfahrung» des Menschen so darzustellen, dem Menschen, der sie hat (heute vor allem als Erfahrung der «Grenze», wodurch aber auch seine absolute Transzendenz erlitten wird) so zur reflexen Gegebenheit zu bringen, dass er wenigstens ahnt, dass sie, sowie sie wirklich ist in ihrer unfixierbaren Weite, tatsächlich getragen ist von einem erlebten (wenn auch nicht reflex gegenständlichmachbaren) Dynamismus auf jenen Gott hin, der der Gott des übernatürlichen Lebens ist? Warum könnte man nicht in einer zeitgemässen Form doch wieder die Lehre des hl. Thomas erneuern vom *desiderium naturale in visionem beatificam* und darin auch etwas anderes sehen, als etwas, das man verlegen zurechtdistinguiert? Wenn man dem «naturale» seinen *alten* Sinn lässt, nämlich den, dass «natural» auch das genannt werden kann, was immer und überall zum immer und überall und unvermeidlich gegebenen Wirklichkeitsbestand des konkreten Menschen gehört von seinem Ursprung an durch alle seine Geschichte, dann hat der Mensch auch heute noch ein wirkliches, unbedingtes, positives «naturale desiderium» zur Unmittelbarkeit Gottes, auch wenn es, von einem andern Gesichtspunkt aus gesehen, ein übernatürliches Existential ist. Und dieses ist die immer schon real gegebene und wirksame Verlängerung jener Grundverfassung des Menschen, die man heute seine Transzendenz nennt. Mag sie der Mensch (wie im deutschen Idealismus) mehr als positive Unendlichkeitsweite erfahren oder mehr (wie in der heutigen Existentialphilosophie) als finstere Erfahrung eines unendlichen Jenseits der Grenze, die er erleidet in seinem Dasein, in jedem Fall ist in diesen transzendentalen Erfahrungen ein Ort im Menschen, an dem Natur und Gnade ineinander übergehen, nicht weil sie im Grunde dasselbe wären, sondern weil Gott uns schon immer über unsere Natur hinausgehoben hat, bevor wir anfangen, ihn mit den Mitteln unserer Natur zu suchen.

Karl Rahner

Ex urbe et orbe

«Eine wundervolle Geschichte»

betitelt François-Poncet, der frühere Oberkommissar und Botschafter Frankreichs in Deutschland, einen seiner kürzlich erschienenen Artikel. Wir sind der Ansicht, dass dieser verdient, auch ausserhalb Frankreichs bekannt zu werden, weshalb wir die wesentlichsten Teile hier wortgetreu übersetzen:

Vor ungefähr zwei Jahren kamen zwei französische Priester zu François-Poncet nach Deutschland und baten um eine Au-

dienz. Er liess sie eintreten. Sie hatten in der arbeitenden Bevölkerung der Cité des Pins, in Mans, eine Gemeinde organisiert. Die Messe zelebrierten sie in einer früheren Garage. Mit 60 Gläubigen fingen sie an. Heute besuchen rund 1000 Kinder den Katechismus-Unterricht. Die Garage wurde zu klein. Man müsste sie durch eine richtige Kirche ersetzen. Der Hauptredner dieser beiden Priester war, wie François-Poncet be-

merkt, in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Er war — wie er erst später erfuhr — ein wunderbar Erretteter. Durch die Ärzte aufgegeben, pilgerte er nach Lourdes, von wo er geheilt zurück kam. Seine physische Heilung wurde von einer moralischen Heilung begleitet. Dem Kommunismus abschwörend, wurde er Priester und widmete sich dem Priestertum. Der Mann war aber auch praktisch. Er sagte François-Poncet, dass man in Deutschland vorfabriziertes Material für den Bau von Kirchen finden könne. Er wolle solches kaufen. Nun entwickelte sich folgendes Gespräch: «Haben Sie denn die dazu notwendigen Fonds?» — «Offen gestanden sind die Ergebnisse meiner Kollekte gering. Aber ich dachte, dass Sie uns zweifellos helfen würden, da Sie auch geholfen haben, eine dem heiligen Bernhard von Clairvaux gewidmete Kirche in Speyer zu bauen.» — «Das ist richtig. Wir haben unseren Obulus zum Bau einer deutschen Kirche beigesteuert, die dazu bestimmt ist, die Erinnerung an einen grossen französischen Heiligen, der auch in Deutschland, wo oft sein Wort erklang, sehr verehrt wurde, wachzuhalten.» — «Versuchen Sie, dass die Deutschen auch ihrerseits Ihnen ihre Hilfe leihen und wir werden Ihnen helfen, in der Cité des Pins eine Kirche zu bauen, die eine Antwort auf diejenige von Speyer und unter dem Schutz der heiligen Theresia auch eine französisch-deutsche Kirche sein wird.» — «Das geht nur Sie an, mein lieber Abbé. An Ihrer Stelle würde ich den Bischof von Speyer, Msgr. Emmanuel, Kardinal Wendel in München und Kardinal Frings in Köln um Rat fragen. Ich kenne ihre grossen Herzen. Sie werden Ihnen gnädig sein.»

Worauf der Abbé seinen Feldzug eröffnet. «Was sagte er? Ich weiss es nicht. Aber Tatsache ist, dass er alle Hindernisse überwindet. Die Gnade Gottes ist mit ihm. Sie öffnet ihm alle Türen. Sie überzeugt. Sie reisst mit sich fort. Die deutsche Bischofs-Versammlung gibt ihm die gewünschte Gabe. Während die Franzosen die Grundmauern errichten, liefern die Deutschen das Gerüst. Eine Arbeiterequipe, die extra aus Deutschland kam, sichert die Montage. Sie werden von den französischen Arbeitern in der Cité des Pins empfangen, beherbergt und von ihnen als Familienmitglieder behandelt. Man verständigt sich schlecht, aber man versteht sich gut. Ein Klima der Kameradschaft und der Freundschaft stellt sich ein. Die Kirche erhebt sich durch die gemeinsame Anstrengung der Franzosen

und der Deutschen. Sie steigt in die Höhe, so gut und so schnell dass nach kaum zwei Jahren die Zeremonie der Einweihung unter dem lächelnden Schutz S. E. Kardinal Grete, stattdes Msgr. Boehler, Prälat Seiner Heiligkeit und Sekretär des deutschen Episkopates, zelebrierte die heilige Messe in Gegenwart der zivilen Autoritäten, der Architekten, eines Vertreters der deutschen Botschaft und der Bevölkerung der Cité des Pins. Hatte ich nicht recht, zu sagen, dass es sich um eine wundervolle Geschichte handle?»

«Sie beweist, dass der Glaube von einigen, der Glaube eines kleinen und anonymen Pfarrers, immer fähig ist, Steine und Berge zu versetzen, dass es auf der einen wie auf der anderen Seite des Rheins Menschen gibt, die verstehen, dass die Zeit des französisch-deutschen Antagonismus vorbei ist und dass, im Interesse der beiden Länder wie in demjenigen des Friedens, im Interesse eines von Gefahren belauerten und seiner jahrhundertalten Mission bedrohten Europas Franzosen und Deutsche lernen müssen, in gutem Einverständnis zu leben und sich gegenseitig zu helfen.»

«Diese Geschichte beweist, dass es in beiden Ländern Christen und Katholiken gibt, die überzeugt sind, dass es ihre Pflicht ist, den Weg vorzuzeichnen und ein Beispiel zu geben, aber auch Menschen, die ohne Christen und Katholiken zu sein, sich der Vergangenheit nur erinnern wollen, um eine bessere Zukunft zu schaffen.»

«Noch liegen Wolken am Horizont. Die französisch-deutschen Beziehungen durchleben noch schwierige Augenblicke. Aber wenn die Glocken der Kirche von der Cité des Pins läuten, können sie uns mit Optimismus und Hoffnung erfüllen.»

H. Schwa

«Es war ein grossartiges Erlebnis»

so urteilen die Teilnehmer an den

STUDIENREISEN ins HEILIGE LAND

Im Frühling 1956 werden folgende zwei Palästinafahrten durchgeführt:
1. vom 1. bis 17. April 1956 (unter der Leitung von Herrn Erwin Sutz, Pfarrer an der Kreuzkirche, Zürich);
2. vom 8. bis 24. April 1956 (unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Herbert Haag, Luzern).

Reiseziel: 17 Tage, wovon 15 Tage im Orient.

Maximale Teilnehmerzahl: je 32 Personen.

Anmeldeschluss: 15. Januar 1956. Kosten, alles inbegriffen: Fr. 1980.—.

Die Reisen erfolgen ab Zürich—Kloten mit den bequemen viermotorigen Ueberseemaschinen der Swissair DC-6B mit Hochdruckkabinen. Sie gehen von Beirut aus durch Libanon (Baalbek), Syrien (Damaskus), über Amman, der Hauptstadt Jordanien, nach Jerusalem (dasselbst Aufenthalt von 7 Tagen mit Exkursionen nach allen wichtigen biblischen Stätten) und von dort nach Israel, mit einer Fahrt durch den Negev an die Südspitze des Toten Meers nach Sodoma und zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Galiläa.

Diese Heiliglandfahrten werden veranstaltet vom Interkonfessionellen Komitee für Biblische Studienreisen.

Auskünfte, Programme und Anmeldeformulare von der Geschäftsstelle: Eugen Vogt, St. Karliquai 12, Luzern.

Photoapparate - Reparaturen

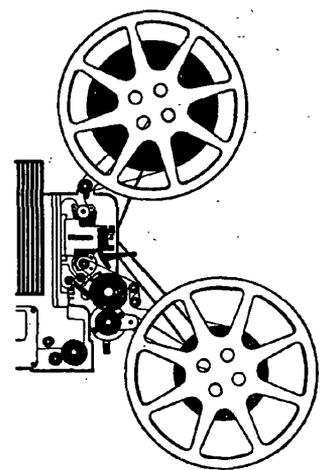
O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telefon (051) 27 90 04

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—, Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—, Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.fr. 680.—, Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Comptes attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.



Höchste Leistung!
Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarz-weiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!
Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
R. Bader, Alpenstrasse 49
Dübendorf
Telephon 051/96 69 95

Ducati Kinoprojektor
für 16 mm
Ton- und Stummfilm